

Predigt

von Pfarrer Michael Bammessel, Präsident der Diakonie Bayern

Teil A

„Auf einmal steh ich wieder vor der Frage: Was will denn eigentlich ich?“ So hat mir neulich ein befreundeter Kollege erzählt, der kurz vor dem Ruhestand steht. Ich selber habe noch einige Jahre Arbeit vor mir, aber mein Freund hat nur noch ein paar Monate. Er meint: „Bis jetzt hat mein Beruf den Takt bestimmt. Die Tage waren so ausgefüllt, oft bin ich kaum zum Nachdenken gekommen. Jetzt fällt das alles weg. Ich freu mich ja auf den Ruhestand. Aber auf einmal muss ich mich wieder fragen: Was will ich? Was will ich machen mit meinem Leben?“

Liebe Gemeinde, ich hab da gedacht: Das klingt ja ganz ähnlich, wie ich es manchmal von jungen Leuten höre. Am Ende ihrer Schulzeit stehen sie vor fast der gleichen Frage. Die Schule hat 10, 12 Jahre den Rhythmus vorgeben oder noch länger, für alles gab es einen Plan: Stundenplan, Lehrplan und sogar den Ferienplan – Jahr für Jahr. Schule ist zwar oft anstrengend, aber auch komfortabel: Das meiste ist vorgegeben und man weiß immer, was zu tun ist.

Und dann: Ziel erreicht. Schule endgültig vorbei. Große Freiheit – und was nun? Was will ich jetzt? Was will ich mit meinem Leben machen?

Jugendliche an dieser Stelle, mit denen ich mich unterhalte, sagen dann erstaunlich oft: Na ja, so genau weiß ich noch gar nicht, was ich will. Bevor ich mich da endgültig festlege, mache ich erst einmal ein Jahr Pause. Vielleicht ein Jahr Kanada. Oder Australien. „Work and travel“, Geld verdienen und herumreisen. Oder auch etwas ganz anderes.

Was will ich? Junge Menschen aus dem Freiwilligen Sozialen Jahr, die heute diesen Gottesdienst mitfeiern, haben gesagt: Ich will etwas mit Menschen machen. Was Soziales. Z.B. mit Kindern, mit alten Menschen, mit Obdachlosen - oder auch mit Menschen mit Behinderung. Ich will mich ausprobieren. In einem Dienst für andere. Ja, Freiwilligendienst: Das will ich.

Mich erinnert das verblüffend an einen alten Spruch. Er stammt von Wilhelm Löhe, der im vorletzten Jahrhundert in einem damals kleinen fränkischen Dorf lebte, in Neuendettelsau. Dort hat er ein Diakoniewerk gegründet, das bis heute besteht, und wo übrigens vor 65 Jahren auch das Freiwillige Soziale Jahr erfunden wurde.

Wilhelm Löhe hat einmal einer jungen Frau einen Sinnspruch geschenkt, der sich dann weit verbreitet hat und richtig populär wurde. Der beginnt so:

*Was will ich?
Dienen will ich.*

Das klingt fast wie „Freiwilligendienst“.

Und der Spruch geht weiter:

*Wem will ich dienen?
Dem Herrn in seinen Elenden und Armen.*

Klingt altmodisch. Wir würden keinen Menschen als „Elenden“ bezeichnen. Aber Leute, die Hilfe brauchen, gibt es heute wie damals. Und im Freiwilligendienst tut ihr etwas für Menschen, die Hilfe brauchen. Da passt der Spruch noch wunderbar.

Interessant finde ich aber den kleinen Einschub. Löhe sagt: Wem will ich in den Hilfsbedürftigen dienen? *Dem Herrn*. Also ich will zugleich Gott damit dienen!

Ich finde, das ist schon ein starkes Stück! Wenn wir uns um Hilfsbedürftige und Arme kümmern - weil es uns um diese Menschen geht! - dann geschieht da gleichzeitig noch etwas anderes. Etwas, das wir gar nicht auf dem Schirm hatten. Wir dienen damit auch Gott. Andern Menschen zu helfen ist so etwas wie ein Gottesdienst – sagt Wilhelm Löhe.

Also ich bin ziemlich sicher: Die meisten jungen Menschen, die bei der Diakonie einen Freiwilligendienst anfangen, hatten so etwas nicht im Sinn. Manche haben mir gesagt: „Ach, ich wollte einfach etwas Sinnvolles machen, ich wollte was tun, was mir auch Spaß macht. Ich wollte einfach mal ganz andere Erfahrungen machen. An Gott habe ich dabei ehrlich gesagt nicht direkt gedacht.“

Das ist auch ganz in Ordnung so. Ich finde es trotzdem großartig: Ein Dienst an anderen Menschen kann – ohne dass wir es merken und bewusst wollen – auch ein Dienst für Gott sein. Der einfache Dienst von Mensch zu Mensch ist etwas ganz Großes.

Ohnehin hat vieles von dem Sozialen, das in unserem Land geschieht, – ohne dass es allen bewusst ist - eine christliche Wurzel. Nicht nur wenn „Diakonie“ auf dem Schild steht! Das christliche Leitbild von der Nächstenliebe prägt unseren ganzen Sozialstaat.

Daran ist auch die Geschichte schuld, die Robert und Tim eben gelesen haben: Das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter.

Der Samariter war der Mann, der in der Wüste einem wildfremden Verletzten geholfen und nachher sogar noch die Rechnung für die Pflege aus eigener Tasche gezahlt hat.

Dieser Samariter ist bis heute für viele Menschen ein Leitbild geworden – auch für Leute, die sich selber gar nicht für sonderlich religiös halten. Die „Nächstenliebe“, von der Jesus erzählt, kann echt ansteckend sein.

So ansteckend, dass mancher nach einem Jahr Freiwilligendienst sich sogar auf Dauer für einen sozialen Beruf entscheidet. Ich kenne eine Menge Leute, bei denen es genau so gekommen ist. Also: Es besteht Ansteckungsgefahr!

Musikstück

Teil B

Wenn ich mit jungen Leuten ins Gespräch komme – einer meiner Söhne zum Beispiel ist in der 11. Klasse – dann freue ich mich, wie heute manches einfach entspannter ist als in meiner Jugend.

Ich habe zum Beispiel als Kind noch lernen müssen, zur Begrüßung einen „Diener“ zu machen, wenn die Tante zu Besuch kam.

Ein „Diener“ ist eine höfliche Verbeugung. Man macht sich absichtlich kleiner als man ist.

Und die Mädchen mussten einen „Knicks“ machen.

In dieser Höflichkeit steckte immer auch ein Stück Unterwürfigkeit. Der Eine ist der Ober und hat das Sagen. Die anderen sind der Unter und müssen dienstbar sein.

Und „Dienst“ klang damals meist nach Pflicht und Verzicht.

Ja, ich habe noch Leute im Ohr, die zu uns Jungen damals gesagt haben: Es kommt nicht darauf an Spaß zu haben im Leben. Sondern seine Pflicht zu tun. Wenn du für dich etwas willst, bist du ein Egoist. Was zählt, ist für andere da zu sein, für die Eltern, für den Ehepartner, für die Kinder – oder sogar für das Vaterland. Das Höchste war, einen Dienst zu tun.

Wenn ich mit euch aus der heutigen Generation der Freiwilligen rede, merke ich: Ihr tickt da anders. Und das gefällt mir.

Ihr sagt eher: Warum nicht beides? Ich will Spaß haben, es soll mir Freude machen – und ich tue etwas für andere. Es ist doch schön, etwas für andere Menschen zu machen.

Es ist manchmal schwierig, es ist an manchen Tagen auch richtig anstrengend und am Abend bin ich richtig platt - aber insgesamt mache ich es gerne.

Ich mache das für andere und ich mache es für mich.

Ich finde ja: Diese Haltung passt genau zu dem, was Jesus in der Samariter-Geschichte sagt: *„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“* Da gehört ganz natürlich beides zusammen: dass ich etwas Gutes für meinen Mitmenschen will und zugleich etwas Gutes für mich selber.

Das ist Nächstenliebe.

„Liebe“: da ist wieder dieses schöne Wort wie vorhin in den wunderbaren Sätzen von Paulus über die Liebe. Caro und Jeanette haben mit uns schon ihre Gedanken dazu geteilt.

Liebe. Es gehört zum Schönsten im Leben, geliebt zu werden und zu lieben. Und offenbar kann man auch bei einem anstrengenden Dienst viele Erfahrungen mit Liebe machen.

Dabei ist das am Anfang von einem Freiwilligendienst gar nicht immer die erste Erfahrung. Im Gegenteil: Zu Beginn steht da oft ein etwas mulmiges Gefühl. Ein Jugendlicher sagte mal ganz ehrlich: Ich dachte vorher, so alte Menschen, die sind irgendwie seltsam, er sagte sogar: „modrig“. Und wer noch nie einen Menschen mit Behinderung näher gekannt hat, dem ist das am Anfang auch sehr fremd.

Mit selber ist es ähnlich gegangen, als ich mich als 19-Jähriger auch einmal zu einem Dienst entschieden habe, zu einem diakonischen Besuchsdienst. Dabei habe ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Frau mit Behinderung näher kennengelernt, eine ältere Dame.

Sie saß im Rollstuhl und konnte nur sehr mühsam sprechen.

Ich weiß, wie unsicher ich mich da erst einmal gefühlt habe. Wie soll ich mich verhalten?

Doch rasch ist mir diese alte Dame ans Herz gewachsen. Ich habe gemerkt, wie humorvoll sie ist. Wir haben viel miteinander gelacht und sie hat mir viel erzählt aus ihrem Leben – ich brauchte halt etwas Geduld beim Zuhören, bis sie ihre Sätze rausgebracht hat.

Aus einem Besuchs“dienst“ wurde Freundschaft, das ist ja auch eine Form von Liebe.

Ja, es ist wunderbar, welche Erfahrungen man machen kann, wenn man freiwillig einen Dienst für andere tut. Man gibt Liebe und man bekommt Liebe, es ist ein richtiges Gottesgeschenk.

Und das gilt natürlich nicht nur für ein Jahr Freiwilligendienst. Das kann man in jeder Lebensphase erfahren, auch bis ins hohe Alter. Jeder kann sagen: *Was will ich? Dienen will ich.* Was will ich? Liebe schenken will ich.

Und wenn ich diene und wenn ich Liebe schenke, werde ich doch am allermeisten selber beschenkt.

Amen.